



GENIE

Wilde Kinder

Anfang November 1970 erschien auf einem Sozialamt in Los Angeles eine nahezu blinde Frau, um eine Unterstützung zu beantragen. Bei sich hatte sie ihre Tochter. Es war ein blasses, ausgemergeltes, nervöses und ängstliches Kind mit schütterem Haar und dunkel verfärbten Zähnen, das nur unsicher stand, vornübergebeugt ging wie eine alte Frau, einen Fäulnisgeruch ausströmte und kein Wort sprach, sondern nur unverständliche Murmelaute von sich gab. Die Sozialarbeiterin stutzte und rief ihre Vorgesetzte. Die warf einen Blick auf das Kind und alarmierte die Polizei.

Das war die Entdeckung von Susan W., die unter dem Namen »Genie« in die Literatur eingehen sollte. Genie – so nannten die Wissenschaftler, die in den folgenden Jahren mit ihm zu tun hatten, das Mädchen –, Genie sah aus wie eine Achtjährige, war aber dreizehneinhalb Jahre alt und hatte etwas hinter sich, für das »schrecklich« ein zu billiges Wort ist, eine Deprivation sondergleichen.

Die Mutter war eine nicht nur wegen ihrer schlechten Augen völlig hilflose Frau, der Vater ein tyrannischer und von Wahnideen heimgesuchter Mann. Er hatte etwas gegen

Kinder, vor allem ihr Geschrei konnte er nicht ertragen. Als Genie zwanzig Monate alt war, nähte er mit eigener Hand eine Art Harnisch, mit dem er sie in einem kleinen und fast leeren Schlafzimmer nackt auf einen Toilettenstuhl fesselte. Und an diesem Ort, in dieser Lage verbrachte sie die folgenden zwölf Jahre. Wenn man sie nicht einfach vergaß, wurde sie abends in eine Zwangsjacke gesteckt und in ein Kinderbett gelegt. Nie verließ sie dieses lachsrote Zimmer mit den verhängten Fenstern, von dem aus nur ein Stück Himmel zu sehen war und in das kaum je ein Laut drang.

Gefüttert wurde sie mit Milch und Kinderbrei. Sie sah nur die Mitglieder ihrer Familie. Sprechen durfte niemand mit ihr, und sie selber durfte keinerlei Laut von sich geben oder Geräusch machen. War der Vater wütend auf sie, schlug er sie mit einem Holzknüppel; oder er – und später auch Genies älterer Bruder – knurrte, fletschte die Zähne und bellte sie an wie ein Hund. Die Mutter war so verängstigt, dass sie ihrer Tochter nicht beistand. Aber als sie 1970 mit ihrem inzwischen siebzigjährigen Mann Streit bekam, raffte sie sich auf und telefonierte mit ihrer Mutter. Die bewegte sie dazu, das Haus ihres

Mannes zu verlassen und Genie mitzunehmen. So kam es, dass sich Genie schließlich auf der Sozialbehörde einfand. Die Eltern wurden wenig später wegen Kindesmisshandlung vor Gericht gestellt; die Mutter wurde freigesprochen, der Vater erschoss sich am Tag der Verhandlung, einen Zettel hinterlassend mit den Worten so manches Irren: »Ihr werdet nie verstehen.«

Zwölf Jahre lang gefesselt und eingeschlossen und ohne menschlichen Umgang: bei ihrer Befreiung konnte Genie kaum Arme und Beine strecken, ging zunächst nur steif und schwankend, selbst das Stehen fiel ihr schwer. Für ihr Alter war sie mit 1Meter 37 viel zu klein, und sie wog nur knapp 25 Kilo. Sie beherrschte ihren Stuhlgang nicht, urinierte bei jeder Erregung, speichelte unausgesetzt (daher ihr fauler Geruch), war unempfindlich gegen Hitze und Kälte. Speisen kaute sie nicht; sie stopfte sie in die Backentaschen und wartete, bis der Speichel sie zerkleinert hatte – wenn sie die Geduld verlor, spuckte sie sie aus.

In den folgenden Monaten und Jahren, die sie in Krankenhäusern, Sonderschulen und bei einer Pflegefamilie verbrachte, lernte sie nur mit größter Mühe, was wir menschliches Sozialverhalten nennen. Sie ging beim Essen umher, nahm anderen die Bissen vom Teller, die ihr verlockend erschienen, spuckte, schneuzte ihre Nase auf alles, stellte sich dicht vor Fremde und starrte sie an, griff nach allem, was ihr gefiel, gab jahrelang selber niemals etwas ab und masturbierte in aller Öffentlichkeit ständig und überall, an Tischkanten, Autogriffen, Türklinken.

Ihre Reife entsprach bei ihrer Befreiung der eines einjährigen Kindes. Trotzdem beschrieb die Psycholinguistin Susan Curtiss, die jahrelang mit ihr arbeitete, mehrere Artikel und 1977 auch ein Buch über sie schrieb, sie als hübsch, gewinnend, aufmerksam und neugierig. Und sie lernte, machte Fortschritte, wurde langsam immer menschenähnlicher.

Anfangs war ein leises Winseln ihre einzige Lautäußerung gewesen. Außerdem schien sie den Tonfall der Warnung und der Verneinung und ein paar Wörter und Wendungen (»Klapper«, »Mutter«, »Schluss damit!«) zu verstehen. Selber sprach sie gar nicht. Nach einigen Monaten Sprachunterricht aber begann sie die Dinge ihrer Umgebung zu benennen. Alle Kinder gehen mit etwa zwanzig Monaten durch das Stadium der Zweiwortsätze. Es dauert nur wenige Wochen, und im Anschluss entwickelt sich die Sprache explosionsartig. (»Implosionsartig« wäre das richtigere Wort – es ist, als saugten die Kinder außerordentlich schnell, aber in durchaus geordneter Folge die Sprache in sich hinein, die um sie her gesprochen wird.) Auch Genie machte die normalen Stadien durch: Einwortsätze, Zweiwortsätze, längere Sätze. Aber alles dauerte sehr viel länger bei ihr, und die normale Sprachexplosion fand niemals statt. Ihre Äußerungen blieben äußerst kurz, gelangten über Ketten von drei Wörtern kaum hinaus und waren nach normalen Maßstäben ungrammatikalisch (»zwei Hand«, »will Milch«, »klein zwei Tasse«). Vier Jahre brauchte sie, die richtigen Verneinungen eines Satzes zu lernen. Sogenannte Ergänzungsfragen (wer? was? wo? wann?) lernte sie offenbar nie. Ihre Stimme war anfangs viel zu hoch; so etwas wie Satzmelodie bildete sich erst spät und unvollkommen aus.

1978 bekam die Mutter das Sorgerecht zurück. Sie nahm Genie aus ihrer Pflegefamilie, und seitdem gibt es keinen Bericht, keine Nachricht mehr über sie. Irgendwo im Süden Kaliforniens soll sie abgeschirmt in einem Pflegeheim leben. Die Mutter – jemand muss sie überzeugt haben, dass noch Geld aus der Tragödie zu schlagen sei – verklagte das Kinderkrankenhaus und Susan Curtiss wegen »Ausbeutung um persönlicher und materieller Vorteile willen« auf eine halbe Million Dollar Schadenersatz. Die Gerichte haben noch nicht endgültig entschieden.

Aus Dieter E. Zimmer: Experimente des Lebens Zürich: Haffmans Verlag, 1989, S.21-47 Taschenbuchausgabe München: Heyne Verlag, 1993 Kapiteltitel »Tarzans arme Vettern – Über Wilde Kinder und Wolfskinder«

4. November 1970 - Entdeckung des Wolfskinds "Genie"

Am 4. November 1970 erscheint eine blinde Frau auf dem Sozialamt von Los Angeles. Sie ist vor der Gewalt ihres Mannes geflohen, im Schlepptau hat sie ein 13-jähriges Mädchen. Während des Gesprächs wird die Sozialarbeiterin misstrauisch. Das Kind ist seltsam ausgemergelt, benimmt sich merkwürdig, spricht nicht, kann kaum laufen.

Die Sozialarbeiterin alarmiert die Polizei. Sie beendet damit das Martyrium eines Kindes, das fortan in den Medien und in der wissenschaftlichen Literatur als "Genie" firmiert. Und sie setzt ungewollt eine neue Tragödie in Gang.

Gehalten wie ein Kettenhund

Geboren wird Genie 1957 in Los Angeles. Ihre blinde Mutter ist schwach, der Vater brutal und psychisch krank. Da er das Mädchen für geistig behindert hält, sperrt er es mit 20 Monaten ins Schlafzimmer, wo es bis zu seiner Befreiung bleiben muss. Tagsüber ist Genie an einen Toilettenstuhl gefesselt, nachts ans Bett. Oft muss sie hungern, sprechen darf sie nicht. Sobald sie Geräusche macht, gibt es Schläge. Ihr Vater redet nicht mit ihr, sondern knurrt nur wie ein Hund, um ihr zu zeigen, dass sie still sein soll. Genie lernt, nicht zu stören, nicht da zu sein. Sonst lernt sie so gut wie nichts.

Was den Vater letztendlich dazu bringt, seine Tochter derart unmenschlich zu quälen, bleibt ein Geheimnis: Er erschießt sich, bevor die Polizei ihn verhaften kann. Aus dem Mädchen, das niemand wollte, wird ein Mädchen, das jeder will. Die Presse reißt sich um das 13 Jahre lang von menschlicher Kommunikation und Wärme gänzlich isolierte "Wolfskind", ebenso wie die Wissenschaft. Denn der Fall Genie platzt mitten hinein in eine linguistische Debatte der frühen 70er Jahre. Kann man Sprache noch erlernen, wenn man schon älter ist? Oder gibt es Phasen, nach deren Abschluss Spracherwerb unmöglich ist?

"Vater nimmt Stück Holz. Schreien."

Neurowissenschaftler messen Genies Hirnströme, Bindungsforscher untersuchen ihre emotionale Befindlichkeit, Sprachwissenschaftler ihr Sprachvermögen. Das Mädchen wird zum "wohl meistgetesteten Kind in der Geschichte", wie es der Psychologe David Rigler formuliert. Er leitet eine Forschungsgruppe, die dem Mädchen die Welt der Wörter nahebringen soll. Dass er Genie als Ersatzvater auch in sein Haus aufnimmt und die zur objektiven Forschung notwendige Distanz damit aufgibt, wird später kritisiert werden.

Tatsächlich lernt Genie sprechen. Irgendwann ist sie sogar in der Lage, mit Pflegeeltern, Forschern und Therapeuten über ihre grausame Haft zu reden: "Vater nimmt Stück Holz. Schreien." Sie lernt zu fragen, zu bitten, zu lügen. Aber grammatikalisch kommt sie über einen primitiven Standard nicht hinaus. Als Genie nach fünf Jahren die einzelnen Wörter immer noch bezugslos aneinanderreihet, verliert das National Institute of Health (NIH) als Geldgeber die Geduld. 1975 entzieht es Rigler die Forschungsgelder. Genies Leben nimmt eine zweite schreckliche Wendung.

David Rigler und seine Frau Marilyn beschließen, Genie wieder abzugeben. Das Mädchen kommt zurück zu seiner Mutter, die das Sorgerecht nach einem Freispruch inzwischen zurückerhalten hat, und zieht in jenes Haus zurück, dessen schrecklicher Vergangenheit es zuvor entronnen war. Bald schon aber ist die Mutter überfordert, Genie wird von Pflegefamilie zu Pflegefamilie weitergereicht. Als sie in der ersten abermals geschlagen wird, verstummt sie wieder. Heute lebt Genie in einem Pflegeheim in Los Angeles. Die Welt, die ihr fünf Jahre alle Aufmerksamkeit schenkte, hat sie längst wieder vergessen.

